GEISTREICH

Katholische Gesamtkirchengemeinde Biberach

Katholische Zeitschrift für Biberach und Biberach Umland

Nr. 23 | November 2020

VERÄNDERUNG!

VERÄNDERUNG?

Inhalt

4
Titelthema

INHALT

TITELTHEMA
4 **Leben mit Corona**
Menschen berichten von ihren Erfahrungen
6 **Erfahrungen von Seelsorger*innen**
während der Corona-Pandemie
8 **Eine priesterliche Erfahrung**
mit Corona aus Indien
10 **Wie die Theorie laufen lernt**
Pastorale Entwicklung in Zeiten von Corona
12 **Gemeinsam auf dem Weg**
Leitlinien für ein neues Verständnis von Katechese
16 **Veränderung als Thema in der Bibel**
20 **Das „Unveränderliche" verändern?**

AUS DEN GEMEINDEN
9 **Weihnachten 2020**
Kirche an vielen Orten in der Corona-Zeit
14 **„Wind der Veränderung"**
in den Kirchengemeinden
18 **Lebendige Kirche braucht Musik**
22 **„Ecclesia quo vadis?" Kirche, wohin gehst du?**

ICH GLAUBE
23 **Meine Lieblingsbibelstelle**

RUBRIKEN
3 **Vorwort**
15 **Karikatur**
24 **Impuls**

Impressum

Herausgeber:
Katholische Gesamtkirchengemeinde Biberach
Leitender Pfarrer: Stefan Ruf
Gewählter Vorsitzender: Wolfgang Michel
Redaktionsadresse: Pfarrbüro St. Martin,
Museumstraße 5, 88400 Biberach,
Tel.: 07351/18140, redaktion.geistreich@gmx.de

Redaktionsteam:
Rudolf Andritsch, Thekla Braun (V.i.S.d.P.), Stefanie Brüggemann, Christian Hiller, Christina Knapp-Jung,Wiebke Mahlbacher, Simon Menth, Kathrin Schlanser, Gabriele Schnorrenberg, Wunibald Reutlinger, Stefan Ruf, Andrea Staab

Die in den Beiträgen dargestellte Meinung muss nicht die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Fotos und Text:
3, 6, 8, 9, 10, 12, 14, 16, 18, 19, 20, 21, 23, 24: Privat; 7, 11, 20, 24: Volker Mahlbacher; 8: Logo der Diözese Thuckalay mit freundlicher Genehmigung des Bischofs der Diözese Thuckalay 12: Logo Diözese Rottenburg-Stuttgart, Gestaltung BACHGASSE I Büro für Gestaltung Tübingen; 13: Friedbert Simon (Fotografie), Erich Schickling (künstlerischer Entwurf) in Pfarrbriefservice.de; 14: Diözese Rottenburg-Stuttgart / Rainer Mozer; 15: Karikatur: Thomas Plaßmann; 17: Peter Weidemann in: Pfarrbriefservice; 24: Text: Andrea Schwarz „Eigentlich ist Maria ganz anders" © 2019 Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br.

Layout: Bianke Müller, Ulm

Druck:
RCDRUCK GmbH & Co. KG
Emil-Mayer-Straße 3, 72461 Albstadt-Tailfingen

Liebe Leserinnen und Leser!

Diese vorweihnachtliche Ausgabe von GEISTREICH wirkt zunächst sicher nicht so, wie Sie es erwarten. Auf der Rückseite kein Bild einer Krippe, sondern eine Ansicht, die die Welt „auf den Kopf gestellt" zeigt. Eine Perspektive, die zunächst irritiert.

Wie das Bild ist für viele von uns das Leben derzeit auf den Kopf gestellt.
Fast nichts ist mehr so, wie wir es gewohnt waren. Menschen erleben diese Veränderung sehr unterschiedlich. Es gibt die Erfahrungen von Einsamkeit, Sorgen und Ängsten, viele entdeckten aber in dieser Situation auch neue Möglichkeiten. Unterschiedliche Menschen kommen dazu in dieser Ausgabe zu Wort.

Veränderungen taten sich in der Zeit des Lockdowns in unserer Glaubenspraxis auf. Die Hochfeste Ostern und Pfingsten konnten nicht in gewohnter Weise gefeiert werden und für das Weihnachtsfest gilt das sicher ebenfalls. Eucharistiefeiern, die das tragende Element unseres Glaubens sind, fanden nicht statt. So wurden vielerorts von Christinnen und Christen Gottesdienste und Andachten auf andere Art selbst gestaltet, sei es als Hauskirche im Kreis der Familie, im Garten zusammen mit Nachbarn oder alleine bei einem Online-Gottesdienst. Vieles wurde erfolgreich erprobt. Diese Formen sind durchaus zukunftsweisend und nicht nur Notlösungen. Hier entwickelte sich aus einer Notsituation etwas Neues und Positives!

Durch unsere Kirchengemeinden weht ein „Wind der Veränderung", wie Domkapitular Karrer es in seinem Beitrag darlegt. In den letzten Jahren wurde bereits viel Neues auf den Weg gebracht und auch künftig sollen Veränderungen herbeigeführt werden, die sich an den Bedürfnissen der Menschen orientieren. Dies gilt nicht nur für organisatorische Themen, sondern insbesondere für die Katechese, die in unserer Diözese eine Neuausrichtung erfahren soll und für die Leitlinien formuliert wurden.

Veränderungen sind im Grunde Teil unseres Glaubens. Jesus ruft uns immer wieder zur „Umkehr", sprich zur „Veränderung" auf. Die Bibel berichtet in zahlreichen Erzählungen von Begegnungen Jesu mit Menschen, die sich durch ihn verändern ließen.

Und: Weihnachten ist das Fest der Veränderung schlechthin. Mit Jesus kam die Frohe Botschaft in die Welt – und damit für uns alle die Chance auf ein Leben, das auf Gott ausgerichtet ist. Eine Veränderung zum Guten, wir müssen sie nur annehmen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen für dieses ungewöhnliche Weihnachtsfest Gottes Segen sowie Gesundheit und Zuversicht für das Neue Jahr.

Thekla Braun
Redaktionsteam

Leben mit Corona

Menschen berichten von ihren Erfahrungen

Unser ganzes Leben wird derzeit von der Pandemie beeinflusst. Wir haben unterschiedliche Menschen gefragt, wie sie die zurückliegenden Monate und den „Lockdown“ erlebten. Das breite Spektrum an Antworten möchten wir Ihnen hier unkommentiert vorstellen.

„Die Zeit mit Corona war nicht immer leicht für mich. Zu viele wechselnde Informationen in zu kurzer Zeit, das Aufgeben fester Gewohnheiten und Termine, das Verlassen der Komfortzone, die Ungewissheit, die Fragen. Umso wichtiger wurde das, was mir fast schon selbstverständlich erschien:
- *meine Familie,*
- *unser Haus am Stadtrand mit tollem Garten,*
- *ein zuverlässiger Arbeitgeber und großartige Kollegen.*

Corona hat mich entschleunigt und lässt mich das Leben wieder intensiver genießen und dafür bin ich dankbar.“

weiblich, 41 Jahre

„Traurig finde ich, dass es dem Virus - auch bei manchen Christen - gelungen ist, die unschöne Nebenwirkung zu verursachen, nicht nur die körperliche Fitness, sondern auch den Geist zu verändern, indem diese Personen nur wegen der Einschränkung eigener Rechte bereit wären, Gefahren für Leib und Leben ihrer Mitmenschen zu riskieren. Das, was uns bisher von den Verantwortlichen auf Empfehlung der Fachleute zugemutet wurde, ist nichts im Verhältnis zu dem, was tatsächlich Infizierte zu ertragen haben. Erfreulich finde ich aber, dass es unserer Gesellschaft bis heute gelungen ist, die Gefahren des Virus erfolgreich zu begrenzen.“

männlich, 68 Jahre

„Zwei Dinge waren schwieriger in der Zeit des Lockdowns für mich als Rollstuhlfahrerin: Zu viel Nähe war nicht angesagt - also wollte manch einer den Rollstuhl nicht so gerne schieben beim Spazierengehen und so gab es weniger Treffen mit einem anderen. Einkaufswagen waren eigentlich vorgeschrieben beim Einkauf im Supermarkt – für Rollstuhlfahrer war dies schwierig.“

weiblich, 58 Jahre

„Ich habe die Zeit als sehr ambivalent empfunden. Oft sehr bedrohlich, unkontrollierbar und überfordernd, aber auch als Chance zum Innehalten, zur Besinnung und zum Umdenken.“

weiblich, 40 Jahre

„Mehr Zeit zu Hause. Dies war auch schön.“

männlich, 21 Jahre

„Die drastischen Einschränkungen im Lockdown waren für mich nicht sehr belastend und ich konnte mit der Situation gut umgehen. Es war mir ein Bedürfnis, Zeichen der Hoffnung zu setzen und Menschen, mit denen zusammen ich in verschiedenen Kreisen aktiv bin, mit fantasievollen Ideen zu überraschen und so unser Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. Auch hatte ich viel Zeit nachzudenken: Was gibt meinem Leben Sinn? Was ist mir wichtig, worauf kommt es wirklich an? Ich spürte, dass ich auf manches verzichten kann und dass weniger mehr sein kann. Berührend waren die vielen kreativen Zeichen der Verbundenheit und Freundschaft, die ich im Freundes- und Bekanntenkreis erfahren durfte. Traurig stimmte mich, dass ich meine 96-jährige Tante im Pflegeheim nicht mehr besuchen durfte. Hier halfen Telefongespräche, um miteinander in Verbindung zu bleiben.“

weiblich, Alter unbekannt

„Zunächst habe ich Corona nicht ernst genommen und etwas ignoriert. Schnell war aber klar, dass es sich nicht um eine Grippe handelt, daher bin ich froh, dass ich meine Arbeit weitestgehend normal weiterführen konnte. Über soziale Netzwerke konnte ich auch während des Lockdowns den Kontakt zu Freunden und Familie halten.“

weiblich, 24 Jahre

„Anfangs habe ich es genossen, weil ich nicht in die Schule gehen musste. Gegen Ende wäre ich aber doch gerne wieder gegangen. Weil ich es vermisst habe, mit meinen Freunden zu spielen.“

weiblich, 8 Jahre

„Ich fands doof! Weil ich mich nicht mit meinen Freunden treffen konnte.“

weiblich, 6 Jahre

„Für mich war die Corona-Zeit eine neue Situation, mit der ich erst klarkommen musste. Meine Freundinnen in der Schule haben mir gefehlt- ich habe aber die Zeit zuhause mit meiner Familie sehr genossen.“

weiblich, 13 Jahre

„Mich erschreckt, wie da in kürzester Zeit Bürgerrechte aufgrund von wenigen „Expertenmeinungen“ außer Kraft gesetzt wurden. Die Kirchen haben in dieser Krise großenteils versagt. Aus lauter Angst (irgendwie aufzufallen) war die Hauptbotschaft: „Bleibt zu Hause“ und wir halten statt der vorgegebenen 1,5 m lieber 2 m Abstand. Die Aufgabe der Kirche in Krisen ist, die Menschen innerlich zu stärken. Der Beitrag dazu wäre klar die Spendung der Sakramente als unsere Kraftquelle und der ständige Aufruf zum Gebet gewesen. Die Bemühungen der Gemeinden um Übertragung der Sonntagsgottesdienste im Internet möchte ich ausdrücklich anerkennen. Die Bischöfe hätten gegen Betretungsverbote von Krankenhäusern und Altenheimen für Seelsorger und die Beschränkungen bei Beerdigungen auf wenige Personen protestieren müssen. Die Supermärkte bleiben offen, das Brot des Lebens bleibt verwehrt! Die Gesundheitsreligion ist auch in die Kirche eingedrungen. Sollte das auch in der Kirche erkannt werden, können wir umkehren und uns wieder neu auf unseren barmherzigen und treuen Gott ausrichten.“

männlich, 70 Jahre

„Der Lockdown hat für uns vor allem mehr gemeinsame Zeit mit der Familie bedeutet – insoweit durchaus ein Gewinn. Für die Kinder war es ein zeitweiser Verlust ihrer Freunde. Außerdem haben wir gemerkt, dass Homeoffice wirklich funktionieren kann.“

männlich, 41 Jahre

„Ich fand die Zeit ganz gut, weil wir nicht in den Kindi mussten. Aber auch blöd, weil wir nirgendwo sonst hindurften.“

männlich, 5 Jahre

„Ich habe mir Sorgen wegen Corona und den Folgen gemacht, aber ich fand es auch toll, so viel Zeit mit meiner Familie verbringen zu können - langweilig war mir nie! Ich war/bin dankbar, dass es uns allen gutgeht.“

weiblich, 11 Jahre

„Das Homeoffice und Homeschooling hatten Vor- und Nachteile. Einerseits verbrachte man mehr Zeit mit der Familie, andererseits waren das Büro und die Lehrerfunktion nicht ohne weiteres in Einklang zu bringen.“

weiblich, 40 Jahre

„Zu Hause war es sehr produktiv, weil wir viele Baustellen haben. Von der Arbeit her bin ich im Service-Bereich tätig, der systemrelevant eingestuft wurde, und hatte von daher keine Einschränkungen in der Corona-Zeit.“

männlich, 41 Jahre

„Die Entschleunigung zu Beginn der Pandemie tat mir gut; ich habe das eigene Leben mehr in den Blick genommen, die Endlichkeit des Lebens. Je länger aber die Einschränkungen dauern, desto schmerzhafter ist für mich das Ausfallen aller Glaubenskurse, aller wirklichen Begegnungen. Es fehlen mir lebendige Gottesdienste und das Singen.“

weiblich, 76 Jahre

„Die Corona-Zeit war für mich eine Zeit enormen geistigen Wachstums. Ich habe durch das intensive Bibel lesen (Evangelium) Jesus Christus ganz neu erkannt.“

männlich, 18 Jahre

„Die Schule ist ausgefallen. Es war nicht einfach uneingeschränkte Freude dabei, sondern auch Enttäuschung, weil sich alles verzögert.“

männlich, 22 Jahre

„Corona hat mir eigentlich keine großen Schwierigkeiten bei der Vorbereitung auf das Abi gemacht. In den meisten Fächern wurden die relevanten Themen schon behandelt und durch die Verschiebung des Abiturs hatte ich viel mehr Zeit, mich vorzubereiten. Viel mehr hat meine Motivation nachgelassen, zum einen wegen der Ungewissheit, ob das Abitur überhaupt stattfindet und vor allem, weil fast alle Events rund um das Abi und danach abgesagt wurden. Am Ende haben wir, denke ich, das Beste aus der Situation gemacht und einmal mehr ist mir klar geworden, wie gut ich es eigentlich habe.“

männlich, 18 Jahre

„So viele Annehmlichkeiten das Homeoffice bietet, mir als alleinstehende Vollzeit-Berufstätige fehlt definitiv die persönliche Begegnung. Und auch wenn man sich telefonisch erreicht, einige Freizeitaktivitäten mit Anderen fallen einfach weg - es ist eben anders.“

weiblich, 40 Jahre

„In der Zeit des Lockdowns sind viele Sitzungstermine und andere „Arbeitstreffen“ ausgefallen. Schnell habe ich gemerkt, dass ich deshalb aber nichts vermisst habe. Gerne verbrachte ich die Zeit zu Hause mit meiner Familie.“

weiblich, 50 Jahre

Und was hätten Sie geantwortet?

Erfahrungen von Seelsorger*innen

während der Corona-Pandemie

„Nach dem „Lockdown“, dem Herunterfahren des öffentlichen Lebens, war in vielen Pflegeheimen kein Besuch mehr möglich. Man wollte die Heimbewohner, die zur Risikogruppe gehören, schützen. Bei vielen Trauergesprächen kam zum Ausdruck, dass Bewohner in Pflegeheimen in der Zeit von Corona stark geistig und körperlich abgebaut haben und manche einen „sozialen Tod“ gestorben sind, weil die Bezugspersonen fehlten. Schließlich war der Mund-Nasenschutz des Pflegepersonals für viele Pflegebedürftige mit latenter Demenz irritierend. Es ging ein großes Stück an Empathie und Zuwendung verloren. Als äußerst schlimm wurde empfunden, dass die Angehörigen ihre Pflegeperson nicht beim Sterben begleiten konnten.
Auf der anderen Seite wurden kleinere Beerdigungen im Familienkreis neu geschätzt. Ein „virtueller Leichenschmaus“, bei dem jede/r eingeben konnte, welche Erlebnisse er/sie mit dem/der Verstorbenen hatte, wurde als etwas Schönes erlebt.“

Wunibald Reutlinger
Pfarrer der Seelsorgeeinheit Biberach Umland

„Dankbar für die Zeit der Ruhe und Neuorientierung. Verunsichert über die Einsamkeit vieler Menschen, vor allem älterer in Pflegeeinrichtungen.
Zuversichtlich dank der Gewissheit der Allgegenwärtigkeit Gottes in unserer Welt.“

Roland Fritzenschaft
Diakon im Zivilberuf

Christi Himmelfahrt Gottesdienst in Rindenmoos

„Bei den Einschränkungen bzgl. der Trauergespräche und Trauerfeiern konnte ich mir zuerst nicht vorstellen, wie unter diesen Bedingungen eine gute Begleitung überhaupt möglich sein soll. Ich war dann aber überrascht und auch sehr berührt, wie intensiv und tiefgehend auch Gespräche am Telefon sein können und mit wie wenig Worten am Grab doch Wesentliches zur Sprache gebracht werden kann.
In der Zeit, in der gemeinsame Gottesdienste und Veranstaltungen nicht wie gewohnt möglich waren, sind vielfältige andere Formen der Gestaltung und der Begegnung gesucht und gefunden worden, die dann aber zum Teil nicht nur als Ersatz empfunden wurden, sondern auch als Bereicherung, an der man festhalten möchte und die man auch vertiefen und weiterdenken kann.“

Steffi Brüggemann
Pastoralreferentin

„• Die Einschränkungen wegen des Coronavirus und das damit zusammenhängende Gottesdienst- und Zusammenkunftsverbot haben mich „im positiven Sinne“ gezwungen, kreativ zu werden. Daraus sind ein ökumenischer YouTube Kanal, digitale Impulse und viele Videos entstanden. Ich hoffe, dass wir das eine oder andere auch in Zukunft nutzen können.

• Seelsorge ist ohne menschliche Nähe kaum denkbar. Das hat schon richtig weh getan, vieles im Frühjahr/Sommer nicht mehr tun zu können. Das Telefon, Whatsapp und Skype haben das etwas abgemildert, sind aber natürlich kein Ersatz für persönliche Treffen.

• Ich bin dankbar, dass viele Menschen aus unseren Gemeinden sehr verständig mit der Situation umgegangen sind. Einzelne haben mir und uns schwere Vorwürfe für manche Maßnahmen gemacht. Das empfand ich teilweise als sehr anstrengend. Wir sitzen doch alle im gleichen Boot und versuchen, das Beste daraus zu machen.“

Martin Rodi
Gemeindereferent

„Auffallend für mich ist, dass sich Gesprächsinhalte verändert haben. Es wird intensiver als bisher über das Leben als Ganzes und die Welt im Gesamten gesprochen, es werden Zusammenhänge erkannt: Wie gehen wir mit der Schöpfung um, der Natur, den Tieren und den Menschen in aller Welt? Wie verkrafte ich die Zeit des erzwungenen Rückzugs durch Lockdown, Quarantäne und Einschränkung sozialer Kontakte? Stichworte wie Flüchtlinge, Umweltaspekte, Artensterben, Menschenwürde und die Betrachtung der eigenen Lebensinhalte drängen noch mehr in den Vordergrund. Naht jetzt das Ende der Welt, wird gefragt. Corona schärft darüber hinaus das Bewusstsein für einen gesunden Lebensstil, bringt aber auch Ängste vor dem Sterben, je nach Lebensalter und Einbeziehung der Angehörigen unterschiedlich geprägt, zum Vorschein.“

Johannes Walter
Pastoralreferent und Klinikseelsorger

Kirche St. Josef

„Berührt hat mich in der Zeit des Lockdowns unser Besuchsdienst für Trauernde in der Seelsorgeeinheit Biberach. Unser monatliches Treffen Anfang April, bei dem wir uns austauschen und abstimmen, war nicht möglich. Doch wir haben uns zum vereinbarten Termin, Tag und Uhrzeit waren ja schon geplant, zum Gebet verabredet. Jede von uns hat dann zu Hause eine Kerze angezündet und ein Gebet für die Angehörigen von Verstorbenen gesprochen. Der persönliche Bezug zu den Trauernden ist in dieser Zeit durch Telefonate intensiver und vertrauter geworden. Das Alleinsein hat sich durch die Pandemie eher verstärkt. Deshalb sind wir alle froh, dass die Gemeindehäuser wieder geöffnet sind und wir uns trotz Abstand wiedersehen und austauschen können.
Manche, nicht alle, haben es auch als wohltuend empfunden, ihre Angehörigen während der Beschränkungen nur im engsten Familienkreis zu beerdigen.

Ein weiteres Erlebnis hatte ich in der Schule. Während der Schulschließungen haben wir Religionslehrer in der Grundschule den Kindern eine Geschichte mit Sonnenblumenkernen zum Einpflanzen in die Lernpakete gelegt. Eine Mutter schickte mir im Juli per Whats-App ein Bild von einer Sonnenblume mit der Überschrift: „Deine Saat blüht – herzliche Grüße Familie …“.

Die Videobotschaft von den Haupt- und Ehrenamtlichen zu meinem Stellenwechsel war eine pfiffige Idee und hat mich sehr gefreut.

Renate Fuchs
Religionslehrerin und Referentin für Trauerseelsorge und Seniorenpastoral im Dekanat Biberach

Die Stellungnahmen wurden im September 2020 abgegeben

Eine priesterliche Erfahrung

mit Corona aus Indien

Die Welt hat Angst vor der Corona-Pandemie und es scheint, dass der Mensch schwach ist vor Corona. Die zweite Welle von Corona erschreckt die Menschen in Europa und in der ganzen Welt. Wir hoffen und beten dafür, dass demnächst Arzneimittel und ein Impfstoff weltweit verfügbar sein werden.

Über den ersten Covid-19 Fall in Indien wurde im März berichtet. Besonders betroffen von der daraufhin verhängten Ausgangssperre und dem landesweiten Stillstand der Wirtschaft in Indien sind die Tagelöhner und Wanderarbeiter. Hunderttausende sind im April aus den Millionenstädten in ihre Dörfer zurückgekehrt. Viele von ihnen zu Fuß, über Hunderte von Kilometern, weil der Zugverkehr und die Busverbindungen infolge der Ausgangssperre eingestellt worden waren. Während ich dies schreibe, gibt es in Indien über 6,9 Millionen Covid-Patienten und 106.500 Todesfälle und täglich kommen 70.000 Neuinfizierte hinzu. Viele haben Angst, dass sie vor Hunger sterben und nicht wegen des Coronavirus.

Ich komme aus der Diözese Thuckalay in Tamil Nadu im Süden Indiens. Dieser Teil ist sehr stark von Corona betroffen. Die Diözese Thuckalay hat 55 Kirchen. Einige der Kirchen sind Missionsstationen, zu denen meist etwa 15 bis 35 Personen gehören. Die meisten Gläubigen der Diözese (95 %) sind Tagelöhner, aber die Spenden des Volkes halten die Kirchen am Laufen. Spenden und Sonntagsopfer – die Kollekten – sind daher unverzichtbar. Es gibt keine Kirchensteuer oder staatliche Hilfen (Sie mögen sich wundern über dieses System, aber es ist wahr).

Alle Kirchen sind wegen der Verbreitung von Corona seit sieben Monaten geschlossen. Da die Leute nicht zur Arbeit gehen können, haben sie kein Geld und auch wenig zu essen. Die Priester haben auch keinen Job und bekommen, da die Spenden wegfallen, auch keinen Lohn. Viele leiden unter Einsamkeit, weil sie keinen Kontakt zu den Leuten haben. Das führt bei nicht wenigen von ihnen zu psychischer Depression. Viele von ihnen haben bis dahin ihre älteren Eltern unterstützt und in der jetzigen Situation können sie es nicht mehr. Ich habe gehört, dass einige von ihnen beispielsweise als Maler arbeiten, um etwas Geld zu verdienen und einige verkauften sogar ihre Autos. Das tut mir weh!

Jemand hat einmal gesagt:„Ein Pfarrer, der eine Familie zu Hause besucht, bringt die Leute dazu, die Kirche zu besuchen.“ Ein priesterliches Leben ohne Gottesdienste zu feiern und ohne Kontakt zur Gemeinde und zu den Menschen ist schwer. Corona lehrt uns und die Kirche insgesamt auch, wie wichtig die Menschen für uns sind!

Josy Thomas
Pfarrvikar

Logo der Diözese Thuckalay

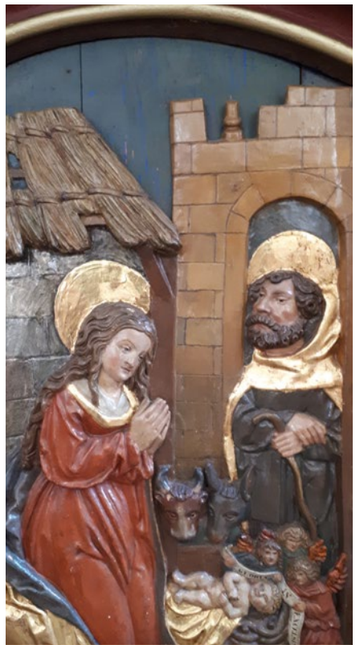
Weihnachten 2020

Kirche an vielen Orten in der Corona-Zeit

„Stille Nacht“ aus voller Kehle gesungen in dichtgefüllten Reihen in der Kirche wird es wohl an Heiligabend 2020 nicht geben können. Es muss damit gerechnet werden, dass die Beschränkung der Kirchenplätze bis ins neue Jahr hinein gilt. Bischof Gebhard Fürst empfiehlt, größere Räumlichkeiten in den Blick zu nehmen oder Weihnachten gar im Freien zu feiern. Wenn irgendwie möglich, soll es ein gemeinsames Singen der Weihnachtslieder geben, weil dies oft besser als das gesprochene Wort unseren Glauben zum Ausdruck bringt.

Weihnachten als das Fest der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen will neben der Feier im Kreis der Familie auch von uns als Glaubensgemeinschaft erfahren werden. Zuversicht ist eine wichtige Haltung in der Zeit von Corona. Die Propheten des Advents sind Menschen großer Zuversicht. So spricht Jesaja: „Sagt den Verzagten: „Habt Mut, fürchtet euch nicht! Seht, euer Gott!““ (34,4). Deshalb soll auch die **Adventszeit** tiefer in Blick genommen werden, z.B. als Einladung zur Besinnung wie der **Lebendige Adventskalender**, der an verschiedenen Adventstagen auf den Kirchplatz einlädt zum Singen von Adventsliedern, Hören einer adventlichen Geschichte und einem Gebet. **Rorategottesdienste** mit Kerzenlicht in der dunklen Kirche oder der Brauch des **Frauentragens:** Eine Marienfigur wird von Haus zu Haus getragen als Erinnerung an die Herbergssuche der Heiligen Familie. Schließlich gibt es die Idee eines **digitalen Adventskalenders:** Für jeden Tag im Advent wird mir ein spiritueller Impuls zugesandt.

Eine besondere Herausforderung bedeutet der **Heilige Abend**, an dem viele Christen einen Gottesdienst besuchen wollen. So ist in Ringschnait angedacht, das Krippenspiel auf den Vorplatz der Schule zu verlegen, in Mittelbiberach und Stafflangen in den Pfarrgarten, in Reute in eine Scheune und in Warthausen zwei Krippenspiele (mit Anmeldung) in der Kirche.



Darstellung Jesu Geburt aus dem 16. Jhd. Hochaltar, St. Gallus Rißegg

Die Aufzeichnung eines Krippenspiels, das zu Hause abgerufen werden kann, wird in Erwägung gezogen. Weil die evangelischen Mitchristen vor dem gleichen Problem stehen, soll es in Warthausen im Bereich der Johannes- und Rosenstraße eine ökumenische Feier geben.

Schließlich ist in Birkenhard am 25. Dezember statt der Weihnachtsvesper um 18:00 Uhr ein **Singen am Christbaum** bei der Josefskirche geplant. So soll die Botschaft von Weihnachten hinaus zu den Menschen getragen werden.

Sternsingen: Die Sternsingeraktion soll stattfinden, denn der Segen der Sternsinger ist ein wichtiges Zeichen für Hoffnung, Zuversicht und Zusammenhalt. Danach sehnen sich viele Menschen in unsicheren Zeiten. Schließlich haben sich im Corona-Jahr die Probleme für viele notleidende Kinder verschärft, denen die Spenden eine neue Perspektive geben. Wie diese Aktion genau durchgeführt werden soll, wird noch bekannt gegeben.

Sicher wird es die feierlichen Gottesdienste in der Kirche geben, mit entsprechendem Abstand, mit einer Gruppe des Kirchenchors und Weihrauch. Die Gottesdienste werden kleiner sein, aber nicht weniger intensiv. Im Übrigen werden auf unserer Website (Biberach oder Biberach Umland) Informationen und Vorlagen für die Gottesdienste an Heiligabend und an den Hochfesten im Weihnachtsfestkreis für Familien, Alleinlebende und häusliche Gemeinschaften zur Verfügung gestellt.

Wunibald Reutlinger
Pfarrer der SE Biberach Umland

TITELTHEMA

Wie die Theorie laufen lernt

Pastorale Entwicklung in Zeiten von Corona

Die Thesen fassen den gleichnamigen Artikel aus dem „Anzeiger für die Seelsorge“ 6/2020 zusammen.

Die Corona-Krise hat vieles auf den Kopf gestellt, so auch die Kirche. Im Lockdown war faktisch nicht mehr die Eucharistie im Kirchenraum die Mitte der Kirche, sondern die tätige Nächstenliebe in vielen privaten Wohnungen und in Einrichtungen. Die Osternacht fand nicht in der Pfarrkirche statt, sondern in privaten Gärten, auf einer Wiese oder im Wohnzimmer. Zum religiösen Ritual gehörten nicht mehr die Gemeinschaft und zum Friedensgruß der Händedruck, sondern das Internet, der Streaming-Gottesdienst und die digitale Andacht. Was für eine Irritation und gleichzeitig Potenzial, als Kirche zu lernen und die Krise neben aller Tragik und Dauer auch als Chance zu begreifen.

These 1: Mit Corona lernte die Theorie der Kirchenentwicklung laufen – vieles, was der Prozess „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“ anstoßen wollte, kam in Gang.

Seit geraumer Zeit kursieren in der Pastoraltheologie und in Seelsorgeämtern der Diözesen Anleitungen zu einem Blickwechsel, bisweilen sogar Paradigmenwechsel: ermöglichen statt vorgeben, freigeben statt kontrollieren, Religion2go sozusagen, Religion zum Mitnehmen statt Integrationsabsichten, entdecken statt weitergeben, beteiligen statt vorsetzen.

Was bislang als Theorie gedacht und für die Praxis mit Vorbehalten verbunden war, ereignete sich an vielen Orten: Christen und Christinnen nahmen ihr Christsein in die Hand. Sie gestalteten in den eigenen vier Wänden, im Garten oder auf der Straße Rituale und Gottesdienste, sie widmeten sich Bedürftigen und kamen über Glaube und Evangelium ins Gespräch.

These 2: Ermöglichen und Ermächtigen werden zu Leitkategorien zukünftiger Pastoral.

Die Verantwortlichen in den Diözesen und Gemeinden denken hoffentlich: Hätten wir unsere Mitglieder doch noch mehr befähigt, hätten wir ihnen doch noch mehr religiöse Kompetenz mitgegeben (Religion2go), damit sie genau dies jetzt tun – eigenständig Gottesdienste feiern, über Bibeltexte sprechen, Rituale entwickeln, einander Segen zusagen. Denn diesen Blickwechsel lassen sich die Christen und Christinnen nicht mehr nehmen. Jetzt geht es darum, dass diese ins Laufen gekommene Theorie seitens der hauptamtlichen und diözesanen Pastoral unterstützt wird. Es geht darum, Christinnen und Christen zu ermächtigen, ihr Christsein zu leben und sie genau darin zu unterstützen.

These 3: Hauskirche wird als ein kirchlicher Ort etabliert.

Was in den Wochen des Lockdowns passierte, kann mit dem biblischen Phänomen der Hauskirche beschrieben werden. Die Kirche der Urkirche konstituierte sich hausweise, wie der Bibelforscher Hans-Josef Klauck feststellte. In der Familie zu Hause, aber auch mit anderen im Garten, sogar auf der Straße in der Nachbarschaft traf man sich, um miteinander zu beten, zu singen und zu feiern: am Osterfeuer im Garten, bei einer Wanderung mit geistlichen Stationen, am Wohnzimmertisch … genau wie damals in der Urkirche, als Wohnhaus, Werkstatt oder Garten zum Versammlungsort wurden, um Christsein zu leben, zu feiern und zu reflektieren.

Die Gemeinde und die Hauskirche dürfen dabei nicht gegeneinander ausgespielt werden. Es braucht viele kirchliche Orte, jedoch an allen Orten geht es um Ermöglichen und Freigeben, um Religion2go und um Ermächtigung. Die Hauskirche rückt aber aktuell in den pastoralen Fokus. Christen und Christinnen sind durch Taufe und Firmung geistbegabt, sie sind Subjekte christlichen Handelns und Denkens, christlicher Spiritualität und Liturgie, sie vermögen, Theologie zu treiben und zu segnen. Ich glaube, dass eine wachsende Hauskirche auch eine neue Lebendigkeit der Eucharistie hervorrufen wird, denn der im kleinen Kreis gelebte Glaube kann zur Basis einer großen Eucharistiegemeinschaft werden.

These 4: Das Wozu der Kirche wird praktisch beantwortet: In und mit tätiger Nächstenliebe.

Wozu ist Kirche da? Die Antwort auf diese Frage beantworteten die Christen und Christinnen praktisch, indem sie einsame oder kranke Menschen anriefen, Einkäufe für sie erledigten, über den Zaun Gespräche führten, Briefe schrieben, einander Mut zusprachen und füreinander beteten; indem sie beruflich an der Kasse saßen, im Altenheim arbeiteten oder sich als Bürger*innen anderweitig nützlich machten, damit diese Gesellschaft und ihre Wirtschaft weiter funktionierten. Christen und Christinnen sind auch weiterhin gefordert, Maske zu tragen, Abstand zu halten, die Hygienemaßnahmen einzuhalten und darin nicht müde zu werden, im Gegenteil einander zu ermuntern und zu ermutigen, trotz der Corona-Müdigkeit weder nachzulassen noch irgendwelchen Verschwörern aufzusitzen. Dieses Christsein im Alltag, wie es konkret geht, wie es unterstützt werden kann, wo man darüber ins Gespräch kommen kann, um sich in schwierigen Fragen und Aufgaben gegenseitig zu unterstützen, das könnte in Zukunft ein zentrales Thema in den Gremien der Kirchengemeinden, in den Sitzungen kirchlicher Orte bis zum Bischöflichen Ordinariat werden: Wie kommen wir zu einem „immerwährenden“ Dialog über Christsein heute, wie es geht, was es braucht und welcher Glaube uns dabei trägt?

Osterfeuer auf der Terrasse

These 5: Der Botschaft Kern ist der „Gott im Präsenz“ (Kurt Faulhaber)

Weil das gesamte Pfarreiprogramm nicht mehr stattfinden konnte und auch bislang nur eingeschränkt möglich ist, weil die Ablenkungen wegfielen, die die Kirche von sich selber wegführen, ist sie zurückgeworfen auf den Kern: unser Gott ist ein „Gott im Präsenz“, wie es der Priester Kurt Faulhaber jüngst formuliert hat. Erstens: Gott ist einer, der jetzt bei dir ist und bei dir bleibt – in Einsamkeit und Krankheit, in Angst und Unsicherheit, und auch im Sterben. Gott ist gegenwärtig, auch wenn die Krise andauert und die Hoffnung auf ein schnelles Ende sinkt. Angesichts der offenen Zukunft ist Gott im Jetzt. Zweitens: Gott in seiner Gegenwart verbindet uns untereinander – im Gebet, im Aneinanderdenken, im Füreinander da sein. Diese Verbindung, so glauben und hoffen wir, bleibt auch über den Tod hinaus bestehen.

Dr. Christiane Bundschuh-Schramm, Pastoralreferentin und Pastoraltheologin, seit 2014 in der Hauptabteilung Pastorale Konzeption des Bischöflichen Ordinariats

Gemeinsam auf dem Weg

Leitlinien für ein neues Verständnis von Katechese

Lange Zeit wurde Katechese verstanden als Vermittlung von Glaubenswissen, von wesentlichen Inhalten christlichen Glaubens, vor allem in der Vorbereitung der Sakramente. Das belegen auch Begriffe wie Taufkatechse, Erstkommunion- oder Firmkatechese.

In den letzten Jahren sind in unserer Diözese Leitlinien für die Erneuerung der Katechese entwickelt worden, die ein anderes Verständnis von Glaubensvermittlung bezeugen (Weg Gemeinschaft Katechese – Leitlinien für die Diözese Rottenburg-Stuttgart, Rottenburg, 2019).

Glaube ist kein fertig gepacktes Paket, das so als Ganzes weitergegeben werden kann. Glaube ist vielmehr ein lebenslanger Lernprozess, der durch hilfreiche Wegbegleitung angestoßen und unterstützt werden kann und soll.

Glaube wird nicht nur dann geweckt, gestärkt und vertieft, wenn er direkt und bewusst zum Thema gemacht wird, sondern auch indirekt, nebenbei, in vielfältigen Begegnungen und Erlebnissen. So gesehen geschieht Katechese nicht nur in der Vorbereitung auf die Sakramente, sondern ist wesentlicher Aspekt des gesamten kirchlichen Lebens und Wirkens.

Ein Schlüssel zu diesem Verständnis von Katechese ist die Emmaus-Erzählung (Lk 24,13-35): Auf dem Weg nach Emmaus haben Jesu Jünger ihre Sorgen und Fragen miteinander geteilt und dabei erfahren, dass der Auferstandene mit ihnen unterwegs ist. So sollen auch wir heute miteinander teilen, was uns bewegt - im Vertrauen darauf, dass auch wir dabei immer wieder neu erfahren werden, dass wir nicht auf uns allein gestellt sind, sondern Jesus Christus mit uns auf dem Weg ist.

Das ist das Ziel von Katechese: **Die frohe Botschaft, dass Gott mit uns ist, erfahrbar werden zu lassen und Menschen dabei zu begleiten, dass sie diese Weggemeinschaft mit Jesus Christus für sich entdecken und leben können.**

WEG
GEMEINSCHAFT
KATECHESE

Für die Umsetzung einer solchen Katechese sind zwölf Leitlinien entwickelt worden:

„Katechese geschieht in Gelassenheit und Vertrauen auf Gott."
Es geht nicht darum, dass wir etwas machen müssen, sondern darum, dass wir zulassen können, was geschieht, und darauf vertrauen, dass Gott bereits da ist und wirkt - in mir und im anderen.

„Katechese geschieht auf dem Weg und stiftet Gemeinschaft."
Es geht darum, sich auf die unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten von Menschen heute einzulassen, sie dort aufzusuchen, wo sie sind, ihre Wege mitzugehen und so Beziehung zu ermöglichen.

„Katechese ist am konkreten Menschen interessiert."
Es geht darum, den einzelnen Menschen mit seinen Bedürfnissen und Fragen wahrzunehmen und ihm bzw. ihr gerecht zu werden.

„Katechese erfolgt in Begegnung und Beziehung."
Es geht darum, eine offene Atmosphäre und Räume für Begegnung und Beziehung zu schaffen - für zwischenmenschliche Beziehungen und für die Beziehung zu Gott.

„Katechese ist Glaubenskommunikation."
Es geht darum, in einen Dialog zu kommen über die eigene Suche nach Gott, den eigenen Glauben und die eigenen Zweifel. Wenn Begegnung auf Augenhöhe stattfindet, wird ein solcher Dialog zum gegenseitigen Geben und Nehmen.

„Katechese dient dem Menschen."
Es geht darum, Barrieren und Bedingungen abzubauen und wahrzunehmen, was wirklich Not tut und gebraucht wird.

„Katechese stellt ein vielfältiges Angebot bereit."
Es geht darum, sich von Pflichtprogrammen zu verabschieden, differenzierte Angebote zu machen und mit unterschiedlichen Personen und Gruppen je nach Bedarf unterschiedliche Wege zu gehen.

„Katechese ist einfach."
Es geht darum, vom Evangelium her zu fragen, was für die jeweiligen Menschen wirklich wichtig ist und sich dann auf Wesentliches zu konzentrieren. Entscheidend ist auch die Frage, was für uns leistbar ist.

„Katechese vollzieht sich in vielen Bereichen kirchlichen Handelns."
Es geht darum, wahrzunehmen, in welchen Lebenssituationen Menschen nach Deutung aus dem Glauben fragen und sich Begleitung und Segen wünschen, und dann auch kreativ zu werden und Neues zu wagen. Sowohl sakrale Orte und Kunstwerke als auch alltägliche Orte der Begegnung können als Raum für Glaubenskommunikation entdeckt und genutzt werden.

„Katechese hat stets den Charakter der Einladung"
Es geht darum, die Einladung Jesu erfahrbar zu machen in einer gastfreundlichen Atmosphäre, in der Menschen spüren, dass sie kommen, bleiben und gehen dürfen, wie es für sie stimmig ist.

„Katechese bedeutet freigeben."
Es geht darum, Kirche als Gemeinschaft anzubieten, in der Menschen gemeinsam suchen und glauben können, und zugleich die Entscheidungsfähigkeit jedes Menschen zu respektieren und zu fördern.

„Katechese ist ein geistlicher Prozess."
Es geht darum, mit spirituellen und liturgischen Elementen Räume zu eröffnen, in denen Gott erfahren werden kann.

Mit diesem Neuansatz von Katechese haben sich Haupt- und Ehrenamtliche der Seelsorgeeinheit Biberach in den letzten beiden Jahren in den Sitzungen verschiedener Gremien und auf einer Klausur beschäftigt. In den nächsten Jahren wird es darum gehen, wie diese Leitlinien hier vor Ort konkret umgesetzt können, damit solche Weggemeinschaft für viele erfahrbar wird – als lebendige Gemeinschaft von Glaubenden und Suchenden und als belebende Gemeinschaft mit Gott, der da ist und mitgeht.

Steffi Brüggemann
Pastoralreferentin

Der vollständige Text dieser Leitlinien zur Katechese ist hier zu finden:

www.ha-iv.drs.de/einzelseiten-themen/katechese.html

„Wind der Veränderung“ in den Kirchengemeinden

Viele katholische Kirchengemeinden haben in unserem Land und in der jüngeren Vergangenheit eine Blütezeit erlebt. **Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wehte der Wind der Veränderung:** Wer sich engagieren wollte, konnte sich zusammen mit vielen anderen beteiligen, konnte mitreden und mitgestalten; wer christlichen Anschluss suchte, fand in der Kirchengemeinde und ihren Gruppen Familien und Gleichaltrige, inspirierendes Personal und Spielraum, um Ideen zu verwirklichen. Von diesen Erfahrungen einer lebendigen Gemeinde zehren viele heute noch. Dennoch stellen wir aber fest: Heute ist es nicht mehr so und wir spüren zunehmend deutlich, dass diese Zeit nicht wiederkommen wird. Die Bedingungen haben sich geändert: der Schwung des Konzils ist kaum mehr vorhanden; das Bild der lebendigen Gemeinde lockt heute nur noch wenige; sich dauerhaft für Kirche und Gemeinde zu engagieren, ist angesichts von Mobilität und vielen anderen Möglichkeiten für viele Menschen leider keine Option mehr. So weht der Wind der Veränderung schon wieder und die, denen er ordentlich ins Gesicht bläst, sind nicht besonders erfreut darüber. Auch herrscht im Unterschied zur Zeit nach dem Konzil keine kirchliche Aufbruchsstimmung, **sondern kirchliche Krisen bestimmen den öffentlichen Diskurs und demotivieren viele Engagierte.**

Blickwechsel ist daher seit geraumer Zeit ein wichtiges Stichwort in der pastoralen Konzeption unserer Diözese. Gemeint ist eine veränderte Haltung. Es geht nicht darum, alles anders zu machen; es geht um die Haltung, mit der man auch in Zukunft Kirche sein will. Es geht um das Wozu und das Wie. Wozu sind wir Kirche bzw. Gemeinde und wie sind wir Kirche und Gemeinde?

Für mich steckt in diesem Blickwechsel zu veränderten Haltungen der Schlüssel für die Zukunft. Ich muss zugeben, dass ich die Gestalt der Kirche und der Kirchengemeinden in 10 oder 20 Jahren nicht voraussagen kann; dazu ist unsere Lage als Kirche und Gesellschaft zu ungewiss. Aber ich kann mit dieser Ungewissheit gut umgehen und meine, wir als Kirche und Gemeinden vermögen damit gut umzugehen, wenn wir unsere Haltungen verändern. **Es ist eine Frage der Einstellung, ob ich die Vergangenheit betrauere oder ob ich in der Gegenwart nach den Spuren des Evangeliums im Leben der Menschen suche.** Die Engagierten in der Gemeinde entscheiden, ob sie ihr Handeln danach bemessen, wie viele sich beispielsweise nach einer Erstkommunion in der Gemeinde integrieren lassen oder danach, dass sie vielen Menschen das Evangelium vorleben und vorschlagen durften und dass sie sie mit Gottes Gegenwart und Segen z.B. in einem ansprechenden Erstkommuniongottesdienst beschenken durften.

Natürlich braucht es Menschen, die sich in der Kirchengemeinde engagieren, damit etwa eine Erstkommunion überhaupt angeboten werden kann. Aber vielleicht fehlt es manchmal an Gottvertrauen und Offenheit, dass sich Menschen finden, wenn sie ihre Begabungen einbringen können und nicht nur Aufgaben erfüllen müssen. **Es geht darum, Räume für die Interessen von Engagierten zu öffnen und nicht ein Programm abzuspulen, das man immer schon so gemacht hat.** Ein solche Haltung ist richtig biblisch: Jesus fragt seine Jünger*innen, was sie in ihren Taschen haben, wie viel Brot und wie viele Fische, und damit sollen sie dann agieren, mehr braucht es nicht. Jesus Christus gibt dann dazu, was es noch braucht.

Die Kirchengemeinden benötigen in den nächsten Jahren Gelassenheit und Mut. Gelassenheit, dass sich Wege auftun werden, wenn wir vertrauen; und Mut zur Lücke. Kirchengemeinden können vieles nicht mehr abdecken, aber sie können sich spezialisieren; Kirchengemeinden müssen nicht mehr alles leisten, sondern sie können auf andere kirchliche Orte wie Klöster, Einrichtungen der Caritas oder Verbände und Vereine verweisen. **Trotzdem können die Gemeindemitglieder und vor allem die Engagierten darauf vertrauen, Gottes Spuren bei den Menschen zu finden und dass Gott in dieser Gegenwart im Verborgenen wirkt** - in jeder einzelnen Handlung, die Leben weckt; in jeder Situation, die vom Evangelium erzählt; in jedem Ereignis, das eine Tür öffnet zu mehr Beziehung, mehr Vertrauen, mehr Liebe. Was wir in den Kirchengemeinden lernen müssen, ist zum Ersten der Blick für diese Ereignisse der Liebe Gottes im Alltag der Menschen, zum Zweiten das Hören auf die Geschichten der Menschen, in denen sie erzählen, was sie berührt, ihnen Sinn gibt und sie weiterbringt, und zum Dritten die Sprache, diese Erfahrungen mit Hilfe des Evangeliums aussprechbar zu machen, zu deuten und in Segens- und Zuspruchsworte zu verdichten: Dein Glaube hat dir geholfen. Du bist nicht fern vom Reich Gottes. Gottes Segen begleite dein Tun.

Weihbischof Matthäus Karrer
Leiter der Hauptabteilung Pastorale Konzeption im Bischöflichen Ordinariat in Rottenburg

Veränderung als Thema in der Bibel

Veränderung – das ist, bei Lichte besehen, zunächst ein recht neutraler und unbestimmter Begriff. Er kann auf vielerlei Vorgänge und Prozesse angewandt werden. Schaut man in die Bibel, so kann man mit Fug und Recht behaupten, dass die Bibel auch ein Buch ist, in dem Veränderungen sehr viel Raum einnehmen. Ständig ändert sich etwas oder irgendjemand, ein Mensch oder gar ein ganzes Volk reagieren – und immer spielt dabei auch Gott eine Rolle, der in der Veränderung der Anker der Menschen ist oder die Menschen gar zur Veränderung aufruft. Natürlich gibt es auch unzählige Beispiele, in denen Gott zur Veränderung (bzw. zur Bekehrung, die letztendlich auch eine Veränderung ist!) aufruft – und nichts geschieht.

Vielfältige Aussagen über Veränderungen

Man kann versuchen, den spirituellen Gehalt der Bibel zum Thema „Veränderung“ zusammenzufassen. Meines Erachtens verliert man sich dann in recht unverbindlichen Aussagen und spirituellen Allgemeinplätzen à la „Gott ist auch in den Veränderungen deines Lebens mit dir.“ Das weiß man unter Umständen auch aus dem Poesiealbum. Ich denke: Die Bibel hat nicht die eine Sicht auf „Veränderung“ und sie hält auch nicht „das“ Rezept bereit, wie man mit Veränderung umgeht. Dazu ist der Begriff der „Veränderung“ zu weit. Weder ist Veränderung immer schlecht (wenn eingefahrene Routinen erneuert werden), noch ist sie immer gut (wenn man jeder Sau, die durchs Dorf getrieben wird, hinterherrennt). Zum anderen sind die Erfahrungen mit Veränderung derart vielstimmig, dass man sie nicht auf einen Nenner bringen kann. Ich verbleibe in diesem Text daher nicht im Allgemeinen, sondern möchte eine bestimmte Erzählung herausgreifen, in der es um eine ganz zentrale Art der „Veränderung“ geht, nämlich um Erlösung. Gemeint ist die Erzählung von der Heilung eines Besessenen in Gerasa. Sie finden den Text im Markusevangelium, Kapitel 5, Verse 1-20.

Menschliche Zerrissenheit

Sicherlich sagt jetzt der eine oder die andere: „Dämonen. So ein Unfug.“ Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, sondern Ihnen nur sagen: Ja, dieser Text stammt aus einer anderen Zeit und ist von Menschen geschrieben worden, die die Welt mit ganz anderem Vorwissen gesehen haben als wir. Sie haben noch nichts von psychischen Krankheiten und dergleichen gehört. Dennoch sei Ihnen gesagt: Dieser alte Text hat auch uns etwas zu sagen, wenn Sie sich nur mit einem wachen Geist, aber auch einem fühlenden Herzen auf ihn einlassen. Denn diese Geschichte erzählt von Erfahrungen, die nicht verschwunden sind.Den Dämonenglauben müssen wir nicht teilen, um diese Geschichte zu verstehen. Es hilft schon, wenn wir diese Geschichte als ein Sinnbild begreifen.

Uns wird hier von einem Menschen berichtet, der in sich zutiefst gespalten und verzweifelt ist; nirgendwo hält es ihn. Hilfe will und kann dieser Mensch nicht annehmen, und doch ist all sein Schreien eigentlich ein großer Ruf nach Hilfe. Niemand kann sich diesem Menschen nahen, denn „er ist nicht zu bändigen.“ Stimmen aus der Vergangenheit, dunkle Erlebnisse reißen diesen Menschen hin und her. Er ist, bildlich gesprochen, lebendig begraben, begraben im Kerker der eigenen Zerrissenheit. Ich sagte, dies gibt es auch heute noch. Vielleicht haben Sie das selbst schon einmal miterlebt. Oder Sie kennen zumindest annähernd das Gefühl, gehetzt, getrieben und innerlich zerrissen zu sein. Eigentlich ist das ein Zustand, in dem man nicht leben will und für den man sich schnellstmöglich Veränderung wünscht.

Nun erzählt aber das Evangelium etwas, das in keiner anderen Heilungsgeschichte berichtet wird. Der Besessene bittet Jesus, ihn nicht zu heilen. Offensichtlich ist diesem Menschen sein erbärmliches Leben lieber als die Aussicht auf Heilung. Das ist absurd. Und doch, Menschen verhalten sich so. Wir gehen gemeinhin davon aus, dass Menschen sich gerne und bereitwillig ändern. Genau dies tun sie nämlich nicht. Oft haben Menschen die Gabe, sich an eigentlich unhaltbare Lebensumstände zu gewöhnen. Möchte man Menschen dann aus diesen Situationen erretten, so leisten sie oft Widerstand. Das klingt paradox, aber jeder, der beispielsweise schon einmal mit Suchtkranken zu tun gehabt hat, wird davon ein bitteres Lied singen können. Dort macht man nämlich oft die Erfahrung, dass ein Mensch lieber an seiner Sucht festhält, auch wenn sie ihm das Leben zur Hölle auf Erden macht, als dieser zu entfliehen. Wir erfahren also aus dieser Geschichte: Menschen lassen sich nicht leicht erlösen.

Der Wunsch nach Heilung

Jesus gelingt es dennoch, indem er diesen Menschen nach seinem Namen fragt. Nicht so, wie man bei der Passkontrolle oder auf dem Amt nach dem Namen gefragt wird. Ich gehe davon aus, dass Jesus so gefragt hat: „Wer bist Du wirklich? Was hat einmal in Deiner Seele gelebt? Was wünschst Du Dir tief in Deinem Herzen?“ Die Gegenwart Jesu scheint es möglich zu machen, dass dieser Mensch auf den Grund seiner Seele blicken kann. Zunächst entdeckt er noch einmal das ganze Ausmaß seiner inneren Verwüstung. Und zugleich entsteht endlich der Wunsch, diese loszuwerden. Die „Dämonen“ bitten, in die Schweine fahren zu dürfen, die dann ertrinken. Das ist wahrlich ein gewalttätiges Bild. Aber auch es spiegelt eine harte Wahrheit wieder: Veränderungen, vor allem in zerstörerischen und sehr negativen Systemen, tun zunächst sehr weh – Konflikte und unbequeme Wahrheiten, denen man immer ausgewichen ist, kommen auf den Tisch. Am Ende aber steht die Erlösung. Zu Jesu Füßen sitzt ein Mensch, der aus dem Grab der eigenen Seele auferstanden ist.

Veränderung als Erlösung

Ich sagte, es gibt nicht die eine biblische Stimme zum Thema Veränderung. Was also ist die Stimme dieser Erzählung? Für mich lautet sie so: „Du kannst Dich in Deinem Leben in unendliche tiefe Abhängigkeiten und Verstrickungen begeben. Du kannst Dich so in ihnen verheddern, dass Du schon im Leben des Todes bist. Daraus gerettet zu werden, erlöst zu werden, das ist nicht leicht, aber es ist möglich. Ein erster Schritt ist es, tief in Deine Seele, in Dein Herz zu schauen und dort zu entdecken, wie Gott Dich eigentlich gemeint hat.“ Dieser Weg führt weiter in die Spuren Jesu Christi hinein – und das bedeutet, dass noch vor jedem anderen menschlichen Blick jemand in mein Herz, meinen Geist, meine Seele blickt, dessen Güte unauslotbar und dessen Liebe unermesslich ist. Alles hängt daran, die Wärme dieses Blickes zu fühlen. Dies ist der Schritt aus dem Grab hin zur Auferstehung. Erlösende Veränderung, so sagt uns die Geschichte des Besessenen von Gerasa, kann dort geschehen, wo ein Mensch sich von den Fesseln der Angst und den Verstrickungen der Vergangenheit löst und glaubend begreift, was er ist: Kind Gottes.

Dominik Kern
Jugendseelsorger Dekanat Biberach

Lebendige Kirche braucht Musik

Musik in der Kirche ist schon immer wesentlicher Bestandteil der Gottesdienste. Mit Gründung des Cäcilienverbandes 1868 entstanden die ersten Kirchenchöre und das Volk wurde aktiv am Gesang im Gottesdienst beteiligt. Kirchenmusik ist immer in stetigem Wandel. Heutige Kirchenmusiker müssen den Spagat schaffen, alte Kirchenmusik zu erhalten und Menschen auch mit neuer Kirchenmusik für den Glauben zu begeistern.

Wie sie damit umgehen, haben wir Johannes Striegel, seit 1992 Chorleiter der St.-Martins-Chorknaben und Edith Fuchs, Chorleiterin des Rißegger Kirchenchores und des Taizé-Projektchores, in einem Interview im September befragt.

Johannes Striegel

Edith Fuchs

Wenn Sie auf Ihre kirchenmusikalische Tätigkeit zurückblicken: Gibt es markante Veränderungen und was hat sich kaum oder überhaupt nicht verändert?

Johannes Striegel: Ich bin seit Kindertagen kirchenmusikalisch tätig, zuerst in Chören und dann als Organist. Mit dem Studium der Kirchenmusik in Augsburg wurde ich zum hauptamtlichen Kirchenmusiker (B-Prüfung) ausgebildet. Bei den St.-Martins-Chorknaben sind in den letzten Jahrzehnten große Veränderungen zu spüren. Unser Chorgründer Paul Pfaff holte die Jungs noch von der Straße ab. Damals waren die Jungen froh um ein gemeinschaftliches Freizeitangebot – heute müssen sie sich die Zeit dafür manchmal regelrecht stehlen, sind aber auch dankbar für die Gemeinschaft, die einfache Werte fordert und fördert, wie soziales Verhalten und Achtsamkeit.

Edith Fuchs: Meine ersten Erfahrungen mit Musik im Gottesdienst beginnen mit meinem Eintritt in den Kinderchor des Wormser Domes 1972. Seither mache ich Kirchenmusik, in Chören und als Organistin mit C-Examen. In dieser Zeit hat sich die Art, wie mit Musik im Gottesdienst umgegangen wird, komplett verändert. Früher hatte jede Gemeinde einen Kirchenchor. Wenn der Chor anwesend war, war der Gesang der Gemeinde nicht gefragt. Heute singt ein normaler Kirchenchor fast nur noch an Feiertagen. Dazu, und das ist eine sehr gute Entwicklung, singt der Chor fast nie nur zum Zuhören, sondern es ist immer Ziel, die Gemeinde mit einzubinden.

Welche Veränderungen mit Blick auf die Musik würden Sie sich im kirchlichen Bereich wünschen?

Johannes Striegel: So viele Veränderungen braucht es gar nicht. Wichtig ist mir eine Vielfalt der Kirchenmusik, vom Gregorianischen Choral bis zum fetzigen Lied. Ich lege Wert darauf, dass die jeweilige Literatur qualitativ gut ist und vor allem, dass wir sie authentisch `rüberbringen´.

Edith Fuchs: Wir sind eigentlich auf einem guten Weg. Einzelne Chöre halten große kirchenmusikalische Werke lebendig, andere Kirchenchöre orientieren sich zum großen Teil am Stil der Zeit. Natürlich singen alle an Weihnachten und Ostern, aber sie üben auch Neues Geistliches Liedgut, begleitet von E-Piano und Melodie-Instrumenten oder bei der Andacht nach dem Ausflug einfach nur Taizé-Lieder. Je nach Geschick des Chorleiters kann die ganze Bandbreite der Kirchenmusik in einem Jahr ausgelotet werden. Wichtig allerdings ist, dass die Musik auf die Texte im Gottesdienst und die Kirchenbesucher abgestimmt wird. Eine Kinder- und Familienmesse erfordert eine ganz andere Gestaltung als das Hochamt am Ostersonntag, bei dem alle Kirchgänger gerne noch eine gesungene Messe hören.

Herr Striegel, Gemeinschaft spielt bei den Chorknaben eine wichtige Rolle. Wie haben Sie es geschafft, in der Krise den Kontakt zwischen Ihren Sängern aufrecht zu erhalten?

Johannes Striegel: Als wir im März nicht mehr singen durften, war das erst mal ein Schock. Nach dem Lockdown bis zu den Sommerferien durften wir dann mit vier Choristen im Gottesdienst singen. Das waren liturgisch und musikalisch spannende Momente. Unsere Konzert- und Freizeitreise fiel dieses Jahr aus – ich fand es aber sehr wichtig, dass wir in den Sommerferien unsere Chorgemeinschaft in einem vom Orga-Team gut ausgedachten Freizeitangebot pflegen konnten.

Wie schaffen Sie es, dass sich immer noch so viele Buben und junge Männer für die Chorknaben interessieren und über Jahre dabei sind?

Johannes Striegel: Aus meiner Sicht gibt es fast nichts Besseres als eine Gemeinschaft, wie sie die St.-Martins-Chorknaben darstellen. Es ist schwierig, neue Sänger und deren Eltern dafür zu gewinnen. In einer Zeit, in der Singen nicht gerade „in“ ist, ist das ein schwieriges Unterfangen. Wer bei den Chorknaben begonnen hat mitzusingen, bleibt meistens viele Jahre dabei.

Nun sind bereits seit einiger Zeit Gottesdienste wieder möglich – die Gemeinde aber darf nur kurze Verse singen. Welche Rolle kommt Ihres Erachtens dem gemeinsamen Gesang im Gottesdienst zu, oder anders gefragt: Was genau fehlt uns momentan?

Johannes Striegel: Prinzipiell muss für jeden in der Kirchengemeinde das Singen im Gottesdienst möglich sein! Mir taten die Gottesdienstbesucher in den letzten Monaten regelrecht leid, da das gemeinschaftliche Singen nicht erlaubt war. Hierdurch werden das Mitfeiern bzw. Dazugehören sehr erschwert.

Edith Fuchs: Gemeinsames Singen trägt wesentlich dazu bei, Gemeinschaft im Gottesdienst zu empfinden. Das fehlt uns allen. Als Kirchenmusiker versuchen wir kreativ mit diesem Problem umzugehen. Es gibt einige neue Gruppen von Sängern und Kantoren, die Gottesdienste mitgestalten. Der ein oder andere hat seine Begabung als Kantor entdeckt. Solange es also noch nicht erlaubt ist, dass alle singen, wird der Gemeinde die Möglichkeit gegeben, vertraute Lieder zu hören und im Herzen mitzusingen. Vielleicht führt ja diese aufgezwungene Abstinenz auch dazu, dass wir alle den Gesang im Gottesdienst wieder zu schätzen wissen.

Kirchenchor St. Gallus

Frau Fuchs, wie schaffen Sie es, dass Chöre attraktiv bleiben oder werden?

Edith Fuchs: Die Tradition der Kirchenchöre befindet sich etwa seit zehn Jahren massiv im Wandel. Die Corona-Krise hat hier quasi als Katalysator gewirkt. Viele Sänger kommen derzeit ganz aus der Übung. Ich könnte mir vorstellen, das Singen wieder mit einem Chorprojekt „Sing mal wieder“ anzuschieben, zu dem sowohl erfahrene Chorsänger, aber auch andere Interessierte eingeladen sind. Mit einem ansprechenden Programm muss man wieder Lust auf Singen machen.

Wenn Gesang im Gottesdienst möglich sein wird: Welches wäre das erste Lied, das Sie gerne mit einer Gemeinde singen würden?

Johannes Striegel: „Kommt herbei, singt dem Herrn“ (GL 140). Im Text heißt es „Singend lasst uns vor ihn treten, mehr als Worte sagt ein Lied“ - diese Passage symbolisiert, dass wir mit unserem ureigenen Instrument, der Stimme, emotional in Regionen eintauchen, die sonst schwer zu erreichen sind.

Edith Fuchs: „Erde singe, dass es klinge“ (GL 411). Es ist für mich eines der schönsten Lob- und Jubellieder, das in jeder Gemeinde gerne gesungen wird. Es gäbe für mich keinen schöneren Ausdruck dafür, dass wir uns alle freuen, dass diese Krise vorbei ist, dass wir wieder gemeinsam ohne Abstand singen dürfen und letztlich unser Schöpfer alles zum Guten gewendet hat.

Das Interview führten
Kathrin Schlanser und Simon Menth
Redaktionsteam

Das „Unveränderliche“ verändern?

Wie weit darf Veränderung in der Kirche reichen?

Veränderung – so ist diese Ausgabe von GEISTREICH überschrieben. Über Veränderungen ganz unterschiedlicher Art wird derzeit viel diskutiert in der Kirche, nicht zuletzt im Rahmen des Synodalen Weges. Die Themenfelder, die dabei hauptsächlich bearbeitet werden, sind nicht neu. Im Gegenteil: Es handelt sich um alte Bekannte der innerkirchlichen Debatte um Reform und Veränderung: Die Zulassungsbedingungen zum geistlichen Amt etwa, die Frage nach der strukturellen Kontrolle und Teilung von Macht oder auch das weite Feld der kirchlichen Beziehungs- und Sexualmoral.

Wirft man einen engagierten Blick auf die Diskurse, die über diese Fragestellungen derzeit geführt werden, so fällt schnell ins Auge, dass hier nicht nur Sachargumente gegeneinander abgewogen und ins Feld geführt werden. Nein, der Dissens geht tiefer: Er berührt im Letzten die Frage danach, wie weit die menschliche Veränderungskompetenz reicht – und wo sie an klare, unumstößliche, weil von Gott selbst gezogene Grenzen gelangt.

Ein Beispiel für „Unveränderlichkeit“: Die lehramtliche Ablehnung der Frauenordination

Besonders deutlich lässt sich diese argumentative Logik am Beispiel der Debatte um die Zulassung von Frauen zum Weihesakrament illustrieren. Die Befürworter einer Veränderung kirchlicher Praxis auf diesem Feld führen ein Bündel an theologischen Argumenten ins Feld, um ihre Position zu begründen – insbesondere bibelwissenschaftliche und dogmatische.

Am anderen Ende des diskursiven Tisches findet jedoch nur selten eine sachliche Auseinandersetzung mit den vorgetragenen Argumenten statt. Die Strategie lautet hier: So gut die Argumente auch sein mögen – es handelt sich um einen unveränderlichen, weil von Christus selbst verfügten Punkt der kirchlichen Lehre, der daher jeder menschengemachten Veränderung entzogen ist. Die Quintessenz seiner Argumentation fasst Papst Johannes Paul II in seinem Apostolischen Schreiben Ordinatio Sacerdotalis vom 22.05.1994 wie folgt zusammen: „Obwohl die Lehre über die nur Männern vorbehaltene Priesterweihe sowohl von der beständigen und umfassenden Überlieferung der Kirche bewahrt als auch vom Lehramt in den Dokumenten der jüngeren Vergangenheit mit Beständigkeit gelehrt worden ist, hält man sie in unserer Zeit dennoch verschiedenen Orts für diskutierbar, oder man schreibt der Entscheidung der Kirche, Frauen nicht zu dieser Weihe zuzulassen, lediglich eine disziplinäre Bedeutung zu. Damit also jeder Zweifel bezüglich der bedeutenden Angelegenheit, die die göttliche Verfassung der Kirche selbst betrifft, beseitigt wird, erkläre ich kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken (vgl. Lk 22,32), dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben.“

Kirche St. Nikolaus Issing / Südtirol

„Unveränderlichkeit“: Autoritärer Argumentationsabbruch statt vernünftiger Argumente

Es soll nun an dieser Stelle nicht darum gehen, die Frage nach dem Für und Wider der Frauenordination zu diskutieren. Vielmehr ist die Struktur des vom Papst vorgetragenen Argumentes von Interesse: Die Frage nach der Zulassung von Frauen zur Weihe sei, so das Argument, nicht einmal diskutabel. Es handle sich um einen Aspekt der von Gott verfügten Verfassung der Kirche, so dass die Kirchenoberen – selbst, wenn sie es noch so sehr wollten – in diesem Punkt keine Veränderung herbeiführen könnten. Mit anderen Worten: Hier ist der Bereich des Unveränderlichen – oder zumindest dessen, was dafürgehalten wird, erreicht.

Formal handelt es sich bei der vorgetragenen Argumentation um ein „Autoritätsargument“. Diese Form des Argumentes zielt nicht darauf ab, mit vernünftigen Gründen zu überzeugen. Sie setzt eher auf die Kraft der hinter dem Argument stehenden Autorität.

Auch die Funktion des Arguments ist relativ schnell durchschaut: Es soll in aller Regel dazu dienen, eine Diskussion mit höchster Autorität zu beenden oder besser: abzubrechen.

Von Erfolg gekrönt ist dieses Unterfangen dabei nur in den wenigsten Fällen – das zeigt ein Blick auf das angeführte Beispiel ebenfalls: Bereits 1994 hatte der Papst auf diese Weise versucht, den seines Erachtens unveränderlichen Ausschluss von Frauen vom Empfang des Weihesakramentes jeder weiteren Diskussion zu entziehen. Gelungen ist es ihm und seinen Nachfolgern bis heute nicht.

Denn: So stark dieser Verweis auf die Autorität auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so wenig ist er eigentlich geeignet, Debatten zu einem befriedigenden Ende zu führen. Gegen starke Vernunftargumente kann sich nur durchsetzen, wer noch stärkere Vernunftargumente vorzutragen hat. Der autoritäre Abbruch einer Diskussion mag seinen Platz im Umgang von Eltern mit unmündigen Kindern haben, die noch nicht in der Lage sind, vernünftige Argumentationsgänge nachzuvollziehen. In der Auseinandersetzung zwischen mündigen Erwachsenen kann und darf er keinen Platz haben – auch und gerade in einer Kirche, die hohe Stücke auf die Tradition einer wissenschaftlich und rational geprägten Theologie hält.

Noch einem zweiten Vorwurf muss sich der Diskussionsabbruch unter Verweis auf den Willen Gottes stellen: Er steht in dringendem Verdacht, die Position dessen, der sich seiner bedient, vorschnell mit göttlicher Autorität aufzuladen und damit zu übertünchen, dass es sich um eine historisch gewordene, nicht notwendige und damit prinzipiell auch veränderbare Position handelt. Mit anderen Worten: Auch das, was als göttlicher Wille deklariert wird, ist nicht „vom Himmel gefallen“, sondern in teils langwierigen und alles andere als geradlinig verlaufenden geschichtlichen Prozessen entwickelt worden und war im Rückblick großen Veränderungen unterworfen.

Unveränderlicher Auftrag – veränderliche Formen

Die Tendenz, bestimmte Bereiche jeder Diskussion um Veränderung zu entziehen, indem man sie für unveränderlich erklärt, ist insbesondere dort sehr kritisch zu werten, wo sie die Kirche in der Ausübung ihres Kernauftrages einschränkt: Die Botschaft vom gekreuzigten und auferstandenen Herrn zu bezeugen, sie in der Liturgie zu feiern und im Dienst am Nächsten konkret werden zu lassen. Ein Blick auf die hohe Dynamik der frühen Kirche zeigt insbesondere eins: Man folgte dem Grundsatz „form follows function“. Strukturen und äußere Formen mussten der Verkündigung des Evangeliums dienen – wo sie dies nicht, oder nicht mehr, taten, war Veränderung angezeigt. Und zwar teils äußerst radikal. Dahinter steckte eine tiefte Einsicht: **Unveränderlich ist der Auftrag der Kirche, das Evangelium möglichst allen Menschen zu verkünden. Die Formen und Strukturen, die Mittel und Instrumente, derer sie sich zur Erfüllung dieser unveränderlichen Aufgabe bedient, sind es nicht.** Diesen Freimut wünschte man sich auch heute wieder: „Zur Freiheit hat Christus uns befreit.“ (Gal 5,1)

Simon Menth
Redaktionsteam

„Ecclesia quo vadis?“ Kirche, wohin gehst du?

...ist das Thema eines Vortrags, den Frau Prof. Johanna Rahner im kommenden Jahr in unserer Seelsorgeeinheit halten wird.

Nur keine Angst vor Veränderungen!

Die Frage, wohin die Kirche geht, stellen sich sehr viele Menschen in unseren Gemeinden, in unserer Kirche und auch in unserer Gesellschaft. Die Kirche in Deutschland erlebt gerade viele Umbrüche und versucht, mit dem Synodalen Weg die notwendigen Reformen einzuleiten. Dies ist mit Veränderungen verbunden. Manchen macht das Mut, anderen wiederum eher Angst. In einer Kirche, in der die „Wandlung“ im Zentrum allen Geschehens steht, brauchen wir ja eigentlich keine Angst vor Veränderungen zu haben. Veränderungen bringen neue Blickweisen mit sich, können neue Perspektiven erschließen und so neue Wege eröffnen.

Kirche am Ort – an vielen Orten

Das Thema Veränderung wird die fünf Kirchengemeinden der Seelsorgeeinheit Biberach in den kommenden Monaten intensiv beschäftigen. Seit mehreren Jahren sind die Gemeinden in unserer Diözese aufgerufen, systematisch ihre Situation zu bewerten und Vernetzungen voranzubringen. Ein wichtiger Aspekt hierbei ist die Schaffung von Synergien. Dies wird deutlich in der gemeinsamen Katechese, in der Vernetzung unserer Pfarrbüros, in einer gemeinsamen Jugendarbeit, in Projekten und Konzerten der Kirchenmusik und auch in der Arbeit in den Gremien und Ausschüssen. So sind wichtige Ausschüsse bereits auf Ebene der Seelsorgeeinheit angesiedelt. Dies dient einem einheitlichen Austausch und einer gegenseitigen Bereicherung durch Gespräch und Beratung.

Bereicherung durch verschiedene spirituelle Angebote

Auch eine gemeinsame Gottesdienstordnung, die die Situation der Kirche und Gesellschaft real im Blick hat, ist dem Prozess der Veränderung und des Aufbruchs geschuldet. Das heißt, dass künftig nicht überall Eucharistiefeiern gefeiert werden, sondern dass wir auch andere Gottesdienstformen wie Andachten, Wort-Gottes-Feiern und die Tagzeitliturgien neu entdecken wollen. Ein weiterer wichtiger Meilenstein auf dem Weg der Vernetzung ist die Glaubensvertiefung durch Bibelarbeit und durch spirituelle Angebote in den Gemeinden und in der Ökumene.

Blick über die eigene Gemeinde hinaus

Ebenso steht ein interessanter Prozess auf der Agenda der pastoralen Vernetzung: Die Profile der einzelnen Kirchengemeinden werden näher beleuchtet und dabei auf den Prüfstand gestellt nach dem Motto: „Nicht alle Angebote und Aktionen in allen Gemeinden, sondern eine Aktion in einer Kirche für alle“. Dies bündelt Kräfte und ermöglicht Räume für neue Begegnungen und das Entdecken der anderen Gemeinde.

Unsere Gemeinden vollziehen ihr Leben auch in den dazugehörenden Gebäuden und Kirchen. Damit wir eine zukunftsfähige Kirche bleiben, ist eine Bewertung unserer Immobilien von Bedeutung. Eine wichtige Frage ist hierbei, welche Kosten unsere Gebäude erzeugen, wie wir sie gemeinsam nutzen oder Dritten zur Verfügung stellen können. In diesem Prozess werden wir vom bischöflichen Bauamt in Rottenburg begleitet und unterstützt.

Gremien als pastorale Foren

Die Kirchengemeinderäte und vor allem auch der Gesamtkirchengemeinderat sind nicht nur Verwaltungsgremien, sondern pastorale Foren. Papst Franziskus nennt bekanntlich als wichtigstes Ziel in der Veränderung der Kirche die Neuevangelisierung.

Neue Impulse in der Pandemie

Die Corona-Pandemie hat auch positive Auswirkungen dahingehend, dass viele von uns kreative Ideen entwickelt haben und beispielsweise die neuen Medien und die Möglichkeit der Digitalisierung entdeckt haben. All diese Errungenschaften aus den vergangenen Monaten werden wir auf jeden Fall auf den Weg unserer pastoralen Vernetzung mit aufnehmen.

Ich wünsche mir, mit allen Beteiligten, einen Weg des Austausches, der Offenheit und auch der tiefen Verbundenheit zur Tradition und Lehre unserer Kirche. Ganz im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils können wir nur gemeinsam neue Räume des kirchlichen Lebens entdecken.

Stefan Ruf
Pfarrer der SE Biberach

Meine Lieblingsbibelstelle

„Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe.“

Das Zitat „Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe“ von Jesus stammt aus dem Neuen Testament, genauer gesagt aus dem Johannesevangelium (Joh 15,12). Es war ein Gebot von Jesus an seine Jünger bzw. es ist immer noch ein Gebot, eine Aufforderung an uns alle.

In der Fastenzeit gestalte ich von den St.-Martins-Chorknaben aus immer einen Frühgottesdienst. Dieser stand dieses Jahr unter dem Thema Freundschaft. Das Zitat spielte im Gottesdienst eine zentrale Rolle, denn auch Freundschaft hat etwas mit Liebe zu tun, oder nicht? Aber was genau meint Jesus damit? Wie hat er uns geliebt?

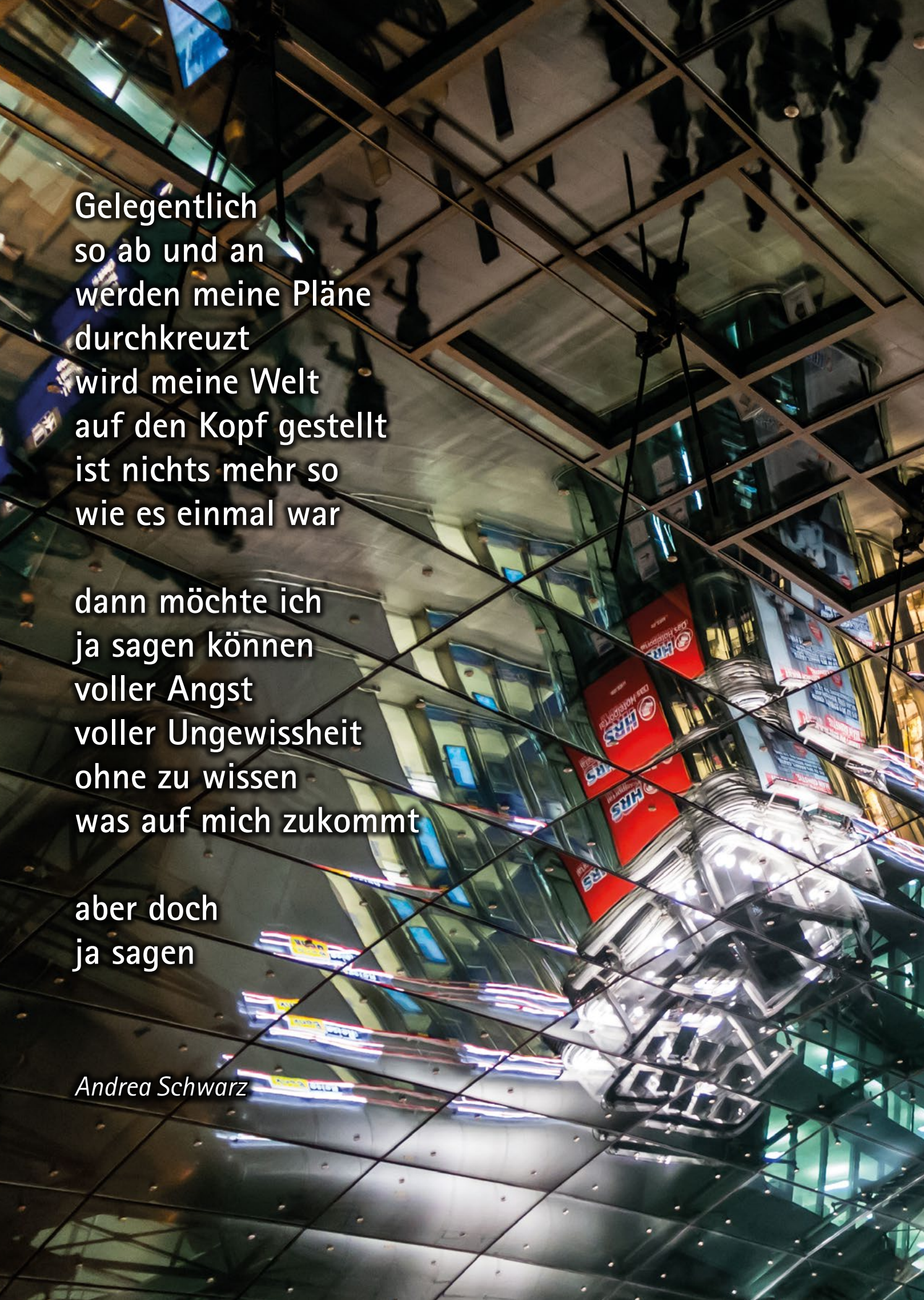
Die Antwort auf diese Frage ist eigentlich ziemlich einfach. Jesus liebt jede und jeden von uns bedingungslos, er nimmt uns so an, wie wir sind. Uns aber fällt es manchmal sogar schwer, den besten Freund oder die beste Freundin so anzunehmen, wie er oder sie ist. Denn wir vergessen oft, dass es in unserem Leben immer jemanden gibt, der uns diese bedingungslose Liebe vorlebt, der uns zeigt, wie es gehen kann. Denn für Jesus spielt es keine Rolle, was für Macken wir haben oder was gerade eben nicht so gut läuft. Er nimmt jede und jeden so an, wie er ist. Ohne zu fragen. Und das sollte auch uns ermutigen, den Anderen so anzunehmen, wie er ist, auch wenn uns das manchmal schwerfällt.

Das Gebot beinhaltet aber noch mehr als nur die Liebe unter Freunden. Dieses Gebot gilt bzw. sollte für alle Menschen gelten. So wie Jesus keinen Unterschied zwischen den Menschen gemacht hat, so sollten wir es auch tun. Jesus war es egal, ob die Menschen arm oder reich, krank oder gesund, jung oder alt, Jude oder Heide waren, er liebte alle gleich. Und wenn wir das auf die heutige Zeit übertragen, müssen wir uns schon fragen:„Wo ist die christliche Nächstenliebe in der heutigen Zeit denn geblieben?“

Auf unserer Erde gibt es so viele Menschen, die unsere Hilfe benötigen. Menschen, die auf der Flucht vor Krieg oder Gewalt sind, die wegen Naturkatastrophen ihr Zuhause verloren haben, und, und, und. Diese Liste lässt sich leider beliebig fortsetzen. Aber diese Menschen vergessen wir. Erst wenn wieder etwas so schrecklich ist, dass es große mediale Aufmerksamkeit bekommt, wie das Flüchtlingslager Moria, werden uns die fürchterlichen Umstände bewusst. Und wir hätten die Möglichkeiten, was zu ändern, man muss ja nicht gleich wie Jesus sein Leben dafür geben, aber eine kleine Geste der Liebe würde schon ausreichen und könnte viel bewegen.

Denn gerade in Zeiten zunehmender Gewalt und Krisen, die durch das Coronavirus zusätzlich erschwert werden, ist das Zitat „Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe“ aktueller denn je.

Damian Aßfalg



Gelegentlich
so ab und an
werden meine Pläne
durchkreuzt
wird meine Welt
auf den Kopf gestellt
ist nichts mehr so
wie es einmal war

dann möchte ich
ja sagen können
voller Angst
voller Ungewissheit
ohne zu wissen
was auf mich zukommt

aber doch
ja sagen

Andrea Schwarz